

Das Kind.

Von Ludwig Giesbrodt
Im Traume hab' ich gesehen
Mein Kind, mein liebes Kind,
Das mir im Alter gestorben
Wo Kinder am liebsten sind.

Mit Augen hab' ich's verschlungen,
Inbrünstig an's Herz gedrückt,
Bin nicht zu Athem gekommen,
So war ich hochbeglückt.

Sein Stimmchen hör' ich wieder,
Wie hell hat es gelacht,
Du zitterte, halb des Träumens
Bewußt, und bin erwacht.

Noch spür' ich mir im Antlitz
Sein Händchen und seinen Fuß;
Noch immer bin ich glücklich,
Wenn ich auch weinen muß.

Der musikalische Sinn in der Familie.

Während das Genie, im übermächtigen
Drange, sich kund zu geben, selbst
ohne nennenswerthe äußere Pflege
hervordrückt, muß das Talent erst hervor-
gerodet und mit allen Mitteln einer
systematischen Pflege zur Entfaltung
gebracht werden. Wie die Erziehung
des Kindes eigentlich gleich mit dem er-
sten Atemzuge beginnen soll, ebenso
muß die Pflege des musikalischen Sinnes,
welche in den Begriff der Ge-
samterziehung mit hineinfaßt, früh-
zeitig einleiten. In jedem Falle, ob
man Talent bei einem Kinde voraus-
setzen darf oder nicht, sollte der ver-
nünftige Erzieher auf die Pflege des
musikalischen Sinnes Rücksicht nehmen,
da ja auch bei dem Unbegabten die
Empfänglichkeit für Musik durch Pflege
geweckt und gesteigert werden kann;
schließlich ist doch auch diese Empfäng-
lichkeit allein an und für sich eine recht
wertvolle Eigenschaft. Wo Empfäng-
lichkeit und Verständnis für die Musik
vorhanden ist, dort läßt sich die Musik
einer großartigen, bildende und berebende
Macht auf das innere Leben des Men-
schen aus. Das garteliche Kindesalter
berührt sich in dem "Wiegenlied", mit
dem die Mutter ihr Kind in Schlaf
singt, schon mit der Musik. Die Wiege-
melodie durch ihre schaukelnden Bewe-
gungen ist sehr geeignet ist, das
keine Gehirn zu gefährden, haben wir,
Gott sei Dank, abgeklärt. Aber das
Wiegenlied erklingt noch. Welche es
nimmer verlohnt! Aber was gibt sich
alles für ein Wiegenlied aus! So hörte
ich einmal, wie eine jugendliche Zante
ihren ganz kleinen Knecht mit folgen-
dem alten Revolutionslied aus den
achtundvierziger Jahren in den Schlaf
sang:

Wiegenlied: ein warmer Strom von gemüth-
voller Unregung quillt aus diesen Auf-
führungen, das ganze Familienleben
veredelt. Für alle Musikführungen
muß aufmerksames Zuhören und
ungehörte Ruhe gefordert werden, kein
Schwätzen, kein Lispeln soll erlaubt
sein, und die Erwachsenen müssen in
diesem Punkte den Kleinen mit gutem
Beispiel vorangehen, was leider nicht
immer geschieht. Die bekannte Ge-
sichts- und die locke sie mit Zwie-
bel, welche weisheitsvoller Ausspruch
einst bei dem unerwarteten Eintritt
einer Generalpause in einer tiefsten
Wuhsaufführung aus weiblichen
Munde vernehmbar wurde, wiederholt
sich noch immer. Das Kind in jungen
Jahren schon in's Theater mitge-
nommen werden, ist einer Vererbung
des inneren Lebens nicht nur nicht
günstig, sondern weit eher schädlich.
Im Theater bietet sich der kindlichen
Aufschauung so viel des Zerstreuten,
die kindliche Neugierde wird von dem
stillsitzenden Hauptinhalt durch so
viele Dinge abgelenkt, daß auch die
schönste Oper nur als äußerer Eindruck
im Vorstellungsbereich des Kindes
haften bleibt. Die Kinder sehen sich
hier zudem in eine Welt von Joten ver-
setzt, die ihrem kindlichen Sinne ganz
unbegreiflich bleiben, und die Ver-
anregung, die verführer Theaterbesuch
mit sich bringt, kann der jugendlichen
Gesundheit nur schädlich sein. Dann
und wann ein Concert, das wäre etwa
das Einzige, was an Kunstgenüssen
außerhalb der Familie dem heranwach-
senden Geschlecht geboten werden darf,
aber auch dieses nur selten. Das Fam-
ilienleben, wenn es so ist, wie es sein
soll, ist und bleibt der geeignetste Bo-
den für die Entfaltung des musika-
lischen, wie des künstlerischen Sinnes
überhaupt.

Federblumen.

Von E. Jöhmann.

Die zarte Farbe der reizenden,
feingliedrigsten Papierblumen erfreut
leider nur kurze Zeit unsere Augen.
Wald haben Sonne und Staub die
erste Frische hinweggenommen, und
Zeit, Mühe und Kosten sind vergeblich
gewesen. Da liegt nun das so kost-
bare Material: Blätter, Gummis-
schläuche, Staubfäden u. s. w. und
verdorrt, und wir bebauen lebhaft,
unsere Kunstfertigkeit, die uns joviell
Bewagungen bereitet, nicht mehr aus-
üben zu können. So ging es mir,
und gewiß geht es anderen Damen in
gleicher Weise. — Da verfuhr ich,
Federblumen zu fertigen, wie sie in
den japanischen Väden meine Auf-
merksamkeit erregt hatten. Nach
mancherlei Bemühungen entstanden
Nachbildungen natürlicher Blumen,
die durch ihre leuchtende Frische und
große Dauerhaftigkeit mich sehr er-
freuten. Federblumen sind nicht neu.
Schon unsere Großmütter sammelten
allerlei kleine Federn und verwendeten
sie in ihren natürlichen Farben zu hübs-
chen, haltbaren Vasenkränzen. Aber
die Kunst treibt weiter. Jetzt färbt
man taubelose weiche, sauber gewaschene
Federn in allen möglichen Farben-
farben mit Anilin. Das glänzende Ge-
fieder des Schwans, Brustfedern von
Gänzen, Enten, selbst von Tauben lie-
fern das Material für unsere Arbeit.
Das Werkzeug dafür besteht aus ein-
nem eisernen Kugelleisen, wie sie die Ar-
beiterrinnen für Stoffblumen zum
Kröten der Rosenblätter gebrauchen,
dem dazu nötigen weichen Kissen, ge-
füllt mit Sand und Meie, einer feinen
Kanae und sehr feinem gezähnten
Wandbrat. Da das Federmaterial
ziemlich feil ist, kann man nur be-
stimmte einzelne Blumen daraus ma-
chen. Es sei mir vergönnt, einige zu
beschreiben, die Ausführung bleibt sich
bei allen ziemlich gleich.

Da ist zuerst die Moosblume, deren
Ausführung besonders einfach ist und
deren leuchtende rothe Farbe besonders
anziehend wirkt. Wer nicht in der
Lage ist, selbst färben zu können, wen-
de sich an eine Handlung. Wir wäh-
len sechs schöne Federn mit breitem
Spicel, schneiden erst die Form eines
Moosblattes aus Papier und runden
mit der Schere den oberen Spiegel
danach ab. Der Flaum am Kiel wird
entfernt, der Kiel selbst bis auf ein
kleines Stück abgeschnitten und dieses
mit Draht umwickelt und mit der
Kanae nach außen gezogen. Durch
leichtes Streichen mit dem Finger
verhindert man die Trennung der ein-
zelnen Federn. Das nun fertige Blu-
menblatt muß aber noch die nötige
Wölbung erhalten. Man legt es mit
der rechten Seite auf das Kissen, macht
das Kugelleisen über Spiritus warm
und drückt eine Rundung in die Feder;
mit der heißen Schere kann man den
Kiel leicht streichen, wenn nachgeholfen
werden muß, und nun kann das Bin-
den seinen Anfang nehmen. Nach
allen Regeln der Kunst wurden bereits
die Moosblumen angefertigt, die Staub-
fäden zum Kranz darangegeben;
nun werden die Blumenblätter ange-
legt, einige grüne Hülfslättchen ange-
klebt und der Stiel mit Watte und
Seidenpapier umwickelt. Kleine Fe-
dern geben eben erschlossene Blüten,
Federhülsen schiebt und klebt man
den Knospen ein, noch einige Blätter
werden am Stengel befestigt, und nun
ist ein reizender Blumenzweig fertig.

harmonisches Ganzes bilden. — In
einer Tulpe sind kräftige, spige Federn
nötig, wie sie sich an den Flügeln der
Enten und Gänse befinden, auch weiße
Pflaumentauben haben deren sehr schöne
am Schwanz. Die Form der sechs
Blütenblätter ist unten breit oder
spitz zulaufend. Mit einer heiß ge-
machtem Schere streicht man den Kiel
der Feder so lange, bis er geschmeidig
geworden ist und sich zum Blumen-
blatt wölbt. Etwas Brennen mit
dem Kugelleisen hilft nach. Will man
sogenannte Papageientulpen herstellen,
so träufelt man auch die Federn mit
der heißen Schere, bis sie ganz kraus
sind. Die lebhafte gelbe, rothgelbe
Blüte bringt eine hübsche Abwech-
slung in unsern Frühlingstraub. Aus
mehreren länglichen Staubfäden ist
der Kelch gebildet, dem die sechs Blä-
ter recht schön rund angehängt wer-
den, dem Stiel wird ein Gummischlauch
angehängt. Die grünen Blätter
schneidet man sich selbst aus Stoff und
binde sie um den Stiel. In derselben
Weise wie Moosblumen sind noch
mehrere leere Blüten zu arbeiten,
z. B. die hübschen gelben Dotterblu-
men. Sechs Blumenblätter, aus klei-
nen Kugelleisen geschnitten, reihen sich
um den aus feinen gelben Fäden ge-
fertigten Kelch. Der feine Stiel wird
nur mit grünem Papier bewickelt und
zwei passende Blättchen werden ange-
klebt. — Leicht sind auch weiße, rosa
oder rothe Vögel zu arbeiten, letztere
werden mit schwarzen Strichen oder
Punkten versehen. Die Federn zu
den Blumenblättern werden umge-
kehrt wie die Tulpenblätter nach ab-
wärts gebogen und zu sechs um ein
einzelnes fertig gekauften Vögelchen ge-
bunden. Ein voller Blütenzweig davon
in hoher Vase ist von dekorativer Wir-
kung. — Viel mehr Kunst und Liebung
als die leeren Blumen erfordert das
Binden voller, runder Blüten wie die
große schöne Pionie, Pfingstrose ge-
nannt, und die vornehme, wachsbartige
Kamelie.

Rehr hübsche, natürliche Nelken
werden aus zwölf kleinen Kugelleisen
hergestellt, deren oberer Rand man ge-
rade schneidet und sie auskürzt. Jedes
Blättchen wird tütenartig zusammen-
geleget und mit feinem Draht festge-
bunden. In die Mitte der Blüte kommt
eine weiße geträufelte Nelkenfeder,
dann folgen die abwärts gebogenen
Blättchen in derselben Reihen, bis die
fertige Blume von einem Gummischlauch
umschlossen wird. Der Stiel wird
nur bewickelt. Mehrere buntfarbige
Nelken, fertig gekaufte Knospen und
einige selbsterhaltene Blätter geben
ein zierliches Sträußchen, welches viel
Beifall finden wird.

Heber Kinderernährung.

Von Dr. Med. J. Reinhard.

Die Vorschriften und Mittheilungen
über die Ernährung der Kinder von
sachverständiger Seite bis zum Ablauf
des ersten Lebensjahres sind in erfreu-
licher Fülle vorhanden. Denn so ein-
fach die Verhältnisse hier scheinbar
liegen, so schwierig gestaltet sich in der
That eine allgemeine Schlussfassung,
weil die Abwägung der Einzelver-
hältnisse des Kindes für die Diät der
ersten Lebensmonate eine hervorragende
Rolle spielt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse
für das zweite Lebensjahr des Kindes.
Da ist die Aufmerksamkeit diätetischen
Frage gegenüber nicht mehr in gleicher
Maße vorhanden, ja nicht selten
sogar ganz geschwunden. Die unzutref-
fende Annahme, daß nach Ablauf des
zweiten Lebensjahres die Ernährung
des Kindes nicht mehr für sorgfältig
als in dem späteren Kindesalter erfordere, be-
wirkt, daß diese Voraussetzung häufig
Ursache erster Stoffwechselkrankun-
gen wird. Fragen wir eine Mutter,
was sie einem fast zweijährigen Kinde
mit solchem entwickeltem Knospenden-
system zum Essen darzubereiten pflegt,
so hören wir zum Theil die Antwort: „Nun
Alles, was wir essen!“ — zum andern:
„Das Kleine bekommt immer nur noch
seine alte Milch.“ Die Letzteren hal-
ten also an einer Ernährung fest, die
wohl für Säuglinge sich als die ent-
sprechendste tungeboten hat, aber nicht
mehr für die der Säuglinge oder Mut-
tertrüb Entschlossenheit, die Erleren ge-
ber zu einer Kostweise über, welche den
jarten, in aufsteigender Entwicklung
befindlichen Körper demjenigen der
widerstandsfähiger und kraftvollerer
späterer Lebensjahre gleichstellt.

Es wird sich demzufolge empfehlen,
in den ersten Tagen der veränderten
Nahrungsweise mit kleinen Dosen leicht-
ster pflanzlicher Nahrung zu beginnen.
Selbstverständlich verbietet sich auch
hier eine widerprüchliche Verallgemei-
nerung. Man muß auch bei sonst nor-
malen und gesunden Kindern auf indi-
viduelle Wünsche und Abneigungen
Rücksicht nehmen. Denn nach Jahre
langen eigenen Beobachtungen dürfen
wir es als Resultat sorgfältiger Be-
obachtung aussprechen: auch das
kleinste Kind will als eine vollständige
Persönlichkeit aufgefaßt werden und
verlangt dieselbe unterscheidende und
aussondernde Behandlung wie irgend
ein reifer Organismus. Dies ist zu
einer gründlichen Vorschrift in der
Therapie geworden. Aber wie sich für
die Behandlung der Erwachsenen doch
immerhin gewisse Regeln aufstellen las-
sen, so kann man auch für die zarten
Menschenprossen bestimmte Durch-
schnittsmaßnahmen vorschlagen.

Es ist ratsam, um die Jahresende
mit der Verabfolgung von Spinat und
zarten Mören zu beginnen, indem wir
dieselbe Gerichte abwechselnd zunächst
einmal am Tage meist um die Mittags-
zeit einfügen lassen. Nach etwa vier-
zehn Tagen der allmählichen Gewöhnung
unter beständiger vorsichtiger Controlir-
ung kommen die Gartenfrüchte, beson-
ders Ananas und getrocknete und ge-
quollene Birnen, an die Reihe. Zu
gleicher Zeit wird täglich ein ganzes,
eine Minute lang gekochtes Ei verab-
folgt. Die Brotkrumen wird in Gestalt
von weissem Gebäck, das in die mor-
genliche und abendliche Milch gebröckelt
wird, gegeben. Wir räumen also im
Anfang unter den neu hinzugekommenen
Nahrungsmitteln der pflanzlichen
Nahrung das Lebergewicht ein. Und
das ist wohl überlegt. Gerade in den
Veganabilien sind die für den Aufbau
des Knochengewebes notwendigen
Salze in vorzüglicher Weise vorhanden,
während Milch und Ei das tierische
Eiweiß und Fett zunächst in ausrei-
chender Weise gewähren. Wenn aber
das Kind sich dem dritten halben Jahre
seines Lebens nähert, bedarf es auch
direkter Fleischgaben. Fingergelber,
salzreicher und mäßig geräucherter,
rother Schinken, weißes Fleisch, feiner-
theiltes arties Filet und Koalbeef sol-
ten nunmehr auf der Mittagstafel des
Kindes erscheinen. Doch kann man
auch des Guten zu viel thun, und bei-
den von der Natur gegebenen War-
nungssignalen, daß der Fleischgenuß die
natürliche Grenze überschritten hat,
muß sofortige Aenderung der Kost ein-
treten.

So sehr es den modernen ärztlichen
Anschauungen entspricht, die Ernä-
hrung auf einer gewissen Höhe zu erhal-
ten, so falsch ist es, eine einseitige Er-
nährung zu befürworten, so gefährlich,
zu große Festhaltungen herbeizufüh-
ren, während die Muskelgruppen
nicht getätigt und der übrige Organi-
smus nicht im Gleichgewicht gehalten
wird. Bester Beweis sind sowohl die
schwächlichen und rachitischen Pro-
letariatskinder, wie die dicken und fetten,
aber blaffen und strophulösen Kinder
nachlässiger Eltern aus bemittelten
Ständen.

Was endlich die Darreichung von
alkoholischen Getränken bei Kindern
dieses Alters anbelangt, so ist solche
bei gefunden Individuen ohne Aus-
nahme zu verbieten. Ein Tafelchen
Schokolade, ein Süßchen leicht ver-
daulichen Rahmens ist ein viel natür-
licheres Genußmittel. Und wenn uns
eine Mutter entgegnet: „Aber der
Kleine ist so arg nach Bier,“ so mag sie
nur stets die Antwort erhalten: „Nur
der bekannte Genuß wird erstrebens-
werth; ihr Fesler war, das Schöndes
mit verdorbenen Früchten bekannt
gemacht zu haben!“

Was mich freuet.

Von Julius Sturm.

Nich freut der Sonne goldner Strahl,
Das kuppel frische Grün im Thal,
Das Aupfchen, das den Wald durch-
zieht.

Der muntern Vöglein frohes Lied,
Der Biene Summen und ihr Fleiß
Und jede Blume, jedes Reis,
Das Wächlein, wie der mächtige
Strom

Das Alter!

Humoreste von Paul A. Kisteln.

Himmel, Herrgott — — — jetzt
würde ihm die Sache aber bald zu
bunt!

In fünf Wochen sollten sie heira-
then, und sie hatte ihm noch immer
nicht die Papiere für das Standes-
amt gegeben! Wenigstens sollte die
Hauptfache noch — der Geburtschein!
Denn wenn man auch leibhaftig an ih-
ren Kleinen, zierlichen Persönchen
sah, daß sie geboren war, geboren sein
mußte — die hochwohlthätige Behörde
verlangte doch noch ganz extra eine
amtliche Befähigung darüber, denn es
soll ja Individuen geben, die aus den
Wolken und aus allen Himmeln fallen,
sogar bis in ihr spätestes Alter hin-
ein!

Diesen Geburtschein aber konnte er
nicht erhalten, trotzdem er die kleine
Käthe mit einer wahren Aufopferung
täglich und stündlich, bei ihren Liebt-
sungen und Streitereien, beim Spa-
zierengehen und Besuchmachen immer
und immer wieder darum bat. Es
war rein, als wolle sie ihm mit aller
Gewalt den Schein vorenthalten.

Da hatte sich denn Richard Wer-
ner am Abend vorher endlich einmal
ein Herz gefaßt und etwas aufge-
gegriffen!

Sie hatte ihm nämlich wieder ein-
mal den Schein „ganz bestimmt“ ver-
sprochen, und als er dann Verheißes
am und danach fragte, da verdröste sie
ihm wieder auf den nächsten Tag.

„Aber Käthechen,“ hatte er da ge-
sagt — er hatte den Arm um ihre Schul-
tern gelegt — „Käthechen, ich — das
sagst Du nun schon seit Wochen so!
Was ist denn nun eigentlich los? Bar-
um bringst Du denn den Schein nicht?
Du weißt doch, daß wir'n nun wirklich
brauchen!“

„Ach Gott, Richardchen,“ schmei-
delte sie da und freilich, ihm dabei so ganz
leise die Wangen, „wir haben ja noch
so viel Zeit, und er ist doch so schwer
zu haben.“

„Wieso denn bloß, Kind? — Du
gehst einfach hin, und dann fertigen sie
ihm Dir gleich aus.“

„Ach — ich bin schon 'n paar Mal
dagewesen. Da ist's so voll — man
muß immer so lange warten,“ schmollte
sie.

„Ra dann werde ich ihn Dir ho-
len!“

„Nein, nein — laß man!“ wehrte sie
schnell ab.

„Aber warum denn?“ Ihn reizte
ihre Weigerung.

„Ich werde ihn schon selbst holen.
Morgen — bestimmt!“

„Ra ja, dann mach' aber endlich!
Einmal müssen wir ihn doch haben!“
Er wurde schon heftiger.

Sie nicht minder! „Ra ja, ja —
Du sollst ihn ja haben! Brauchst mich
deshalb gar nicht gleich so anzuschreien!“

Natürlich kriegten sie, wie das ja
bei Brautleuten gewöhnlich der Fall zu
sein pflegt, daraufhin sofort das Zan-
nen.

Er schimpfte — sie schimpfte!
Er wie ein Hochpap, sie wie eine
kleine Esel!

„Wer beide aus Leidenschaft!
Schließlich übermannen ihn der
Zorn, und als er seiner gar nicht mehr
Herr werden konnte, da ergriff er
plötzlich seine Sachen, die neben ihm
lagen, hüpfte sich seinen Hut auf den
Kopf und rannte wie in einer plötz-
lichen Eingebung wildhend davon, Kä-
thechen mit ihrem Kummer und ihren
Thänen allein zurücklassend.“

Zum Glück wohnte sie noch bei ih-
ren Eltern. Als diese dann später
nach Hause kamen, fanden sie ein trost-
loses Menschenkind in hoffnungslosem
Grame vor. Nur schwer gelang es
ihnen, Käthechen zu Ruhe zu bringen.
Doch als sie es dann endlich wieder
war, konnte sie es sich nicht verlagern,
noch einen bitterbösen Brief an ihren
Bräutigam zu richten. Sie schrieb
ihm... alles mögliche. Von Liebe,
vom Unrecht, vom Ansehen und
Großsein, vom Mißtrauen — — —
Ja ganz besonders vom Mißtrauen,
denn das war doch eigentlich das
Schrecklichste von allem!

Und es war doch ganz klar, daß es
nur Mißtrauen war, das fortwährende
... Fragen — nach dem... Geburts-
schein! Nicht wahr, das fühlt doch Je-
der.

— Wunderbares Zusam-
mentreffen. Gänzlich: „Sag
mal, Papa, ich bin doch in Berlin ge-
boren?“ — Vater: „Ja, mein Junge.“
— „Und Mutterchen in Regensburg?“
— „Ja wohl.“ — „Und Du, wo bist Du
dann geboren?“ — „In Breslau.
(Da der Junge nachdenkend vor sich
hinblinzelte.) Nun, was scheint Dir da-
bei so wunderbar?“ — „Daß wir Drei
uns so zusammengefunden haben.“

Ein weiblicher Doctor der Rechte.

Fräulein Labriola ist die Tochter des
unter den wissenschaftlichen Berletern
des Socialismus in Italien eine geachtete
Stellung einnehmenden Professors
der Philosophie, Geschichte und Pädago-
gik an der Universität Rom. Antonio
Labriola, und ist am 17. Februar 1874
zu Neapel geboren. Ihre Mutter ent-
stammt der pommerischen Adelsfamilie
von Sprenger und ist eine feingebildete
Frau, die in der glücklichen Lage war,
die Erziehung wie den Unterricht ihrer
Kinder, Teresina's und eines wenig äl-
teren Bruders, selbstständig überneh-
men zu können. Beide sind ganz im
deutschen Geiste herangebildet und ohne
Schulbesuch zu Hause auf die Universi-
tät vorbereitet worden, indem der Vater
den Unterricht der alten Sprachen auf
sich nahm.

Ein weiblicher Doctor der Rechte.

Fräulein Labriola ist die Tochter des
unter den wissenschaftlichen Berletern
des Socialismus in Italien eine geachtete
Stellung einnehmenden Professors
der Philosophie, Geschichte und Pädago-
gik an der Universität Rom. Antonio
Labriola, und ist am 17. Februar 1874
zu Neapel geboren. Ihre Mutter ent-
stammt der pommerischen Adelsfamilie
von Sprenger und ist eine feingebildete
Frau, die in der glücklichen Lage war,
die Erziehung wie den Unterricht ihrer
Kinder, Teresina's und eines wenig äl-
teren Bruders, selbstständig überneh-
men zu können. Beide sind ganz im
deutschen Geiste herangebildet und ohne
Schulbesuch zu Hause auf die Universi-
tät vorbereitet worden, indem der Vater
den Unterricht der alten Sprachen auf
sich nahm.



Fräulein Labriola.

Die glänzenden Fortschritte Teresina's
werden dadurch bewiesen, daß sie
mit 17 Jahren das Abiturientenexamen
vorbüßlich bestand und demnach in den
auf den italienischen Universitäten vor-
geschriebenen Jahresprüfungen stets die
besten Censuren davontrug. Als Ge-
richts- und Promotionsrath wählte
Teresina „Die Rechte im Recht“, ein
Thema, das sie zum ersten Male in
Italien vom Standpunkte der verglei-
chenden Rechtsgeschichte unter Voraus-
setzung ethisch-psychologischer Be-
trachtungen behandelte. Die Arbeit
wurde von der Prüfungskommission
günstig aufgenommen, vor der sie auch
in einer Disputation tüchtig verthei-
digt wurde, ebenso wie zwei andere
Thesen, die die Commission ihrerseits
den Doctoranden vorlegte.

Teresina Labriola ist die erste Dame,
die in Rom den Doctorgrad erlangt hat.
Da in Italien der Zutritt zum
Rechtswissenschaftlichen Studium dem
weiblichen Geschlecht nicht gestattet ist,
so wird sie sich hauptsächlich der wis-
senschaftlichen Beschäftigung zuwenden.
Dah diese ihr einziger Beruf bleiben
werde, kann schwer glauben, wer der
einen weiblichen Reiz bewundernden
Doctorin in die lachenden schwarzen Augen
sieht.

Vom Klapperstorch.

Von Edwin Bornmann.

Das beißt.



Spazir' ich daneben in Wiesendhal
Und dante an nicht Genaues
Da waischelt doch's Gras mit einem
Mal

So was Schwarz-un-weiß-un-grau?
Zu lachigen, und er tröstete sie, so gut es
eben ging. Er sagte ihr, daß es ja
zwar nicht schön sei, daß es doch schließ-
lich aber noch kein Verbrechen wäre,
und daß er doch das Zutrauen zu ihr
hätte, daß das in Zukunft nicht mehr
vorkommen würde. Und dann wäre
das doch auch alles früher gewesen, und
er hätte ja längst schon ihr richtiges
Alter gemüßt.

Da richtete sie plötzlich ihr Köpfchen,
das vorher an seiner Schulter ruhte,
rasch auf.

„Du hast das schon gemüßt?“

„Ja, Mauschen; schon lange.“

„Aber woher denn?“

„Ra — a, ich bin 'mal auf's Mel-
deamt gegangen und habe gefragt.“

„Auf's Meldeamt? Und Du hast
da nach meinem Alter gefragt? Ich
habe füllte sich wieder mit Thränen.

„Siehst Du, Du hast doch kein Ver-
trauen gehabt! Sonst wüßtest Du nicht
dabin gegangen. Und wenn ich Dir
auch schon 'mal nicht die Wahrheit ge-
sagt habe, das war doch nicht — nö-
thig — gewesen!“

Und wieder begann sie zu weinen!
Da aber legte er seinen Arm um sie
und küßte sie und ergrüßte ihr, daß das
alles ja schon viel früher gewesen wäre.
Als sie noch nicht verlobt gewesen wa-
ren, auch als sie ihm noch gar nicht jene
kleine — kleine... na sie wußte schon
was, gesagt hatte, sondern ganz zurecht,
als er 'mal gerne ihren Geburtstag
wüßten wollte.

„Als ich Dir also damals das
sagte, da wußtest Du schon... Ach,
Du bist doch wirklich ein zu lieber
Mensch!“ Und sie küßte ihn herzhaf-
tig. Doch dann sagte sie ihm ganz
leise in's Ohr: „Meinst Du nicht, daß
ich so — zu alt bin — für Dich... als
Frau?“

Er antwortete: „Käthechen, mein klei-
ner Liebling, man ist doch nur so alt,
als man scheint. Und eine Frau
noch mehr als alle andere! Sei Du
also ewig jung in Deinem Wesen, so
wie ich's auch an Jahren scheine!“
„Nicht wahr?“

„Ja, mein Schatz, ja...“



Mit einem kleinen Schrei flog sie
ihm an den Hals. Sie war ja so froh,
daß er wieder da war.

Und er führte sie dann hinein in
die Stube, und wieder unter Thürnen
begann sie auf's neue sich anzulagen,
und sich mit Vorwürfen zu beladen.

Wie unrecht das alles von ihr gewe-
sen wäre, wie schlecht! Daß sie es auch
nur gethan hätte, wußte sie ihm doch
so sehr liebte, und doch auch nicht klein
vor ihm dastehen wollte. Er sollte doch
man um Gotteswillen nicht niedrig
oder gering vor ihr denken! Sie
wäre ja sonst auch nicht so, sie
sagte immer die Wahrheit, nur hier —
hier... .

Und auf's Neue begann sie zu
lachigen, und er tröstete sie, so gut es
eben ging. Er sagte ihr, daß es ja
zwar nicht schön sei, daß es doch schließ-
lich aber noch kein Verbrechen wäre,
und daß er doch das Zutrauen zu ihr
hätte, daß das in Zukunft nicht mehr
vorkommen würde. Und dann wäre
das doch auch alles früher gewesen, und
er hätte ja längst schon ihr richtiges
Alter gemüßt.

Da richtete sie plötzlich ihr Köpfchen,
das vorher an seiner Schulter ruhte,
rasch auf.

„Du hast das schon gemüßt?“

„Ja, Mauschen; schon lange.“

„Aber woher denn?“

„Ra — a, ich bin 'mal auf's Mel-
deamt gegangen und habe gefragt.“

„Auf's Meldeamt? Und Du hast
da nach meinem Alter gefragt? Ich
habe füllte sich wieder mit Thränen.

„Siehst Du, Du hast doch kein Ver-
trauen gehabt! Sonst wüßtest Du nicht
dabin gegangen. Und wenn ich Dir
auch schon 'mal nicht die Wahrheit ge-
sagt habe, das war doch nicht — nö-
thig — gewesen!“

Und wieder begann sie zu weinen!
Da aber legte er seinen Arm um sie
und küßte sie und ergrüßte ihr, daß das
alles ja schon viel früher gewesen wäre.
Als sie noch nicht verlobt gewesen wa-
ren, auch als sie ihm noch gar nicht jene
kleine — kleine... na sie wußte schon
was, gesagt hatte, sondern ganz zurecht,
als er 'mal gerne ihren Geburtstag
wüßten wollte.

„Als ich Dir also damals das
sagte, da wußtest Du schon... Ach,
Du bist doch wirklich ein zu lieber
Mensch!“ Und sie küßte ihn herzhaf-
tig. Doch dann sagte sie ihm ganz
leise in's Ohr: „Meinst Du nicht, daß
ich so — zu alt bin — für Dich... als
Frau?“

Er antwortete: „Käthechen, mein klei-
ner Liebling, man ist doch nur so alt,
als man scheint. Und eine Frau
noch mehr als alle andere! Sei Du
also ewig jung in Deinem Wesen, so
wie ich's auch an Jahren scheine!“
„Nicht wahr?“

„Ja, mein Schatz, ja...“